

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 52.

Posen, den 8. März 1928.

2. Jahrg

Copyright by Carl Duucker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 8.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

89 Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sie fragen wie ein Inquisitor,“ antwortete Liane und glitt mit ihren Fingern über seine Hand. Sie versuchte, mit einem lächelnden Mitleid zu erzwingen. „Ich konnte nicht mehr ohne Sie leben. Ich habe Sie nicht gesprochen seit jenem Abend im Zirkus. Ich dachte, daß Sie mir schreiben würden, aber dann habe ich alles durch die Zeitungen erfahren.“

„Sind Sie allein in Schenna?“

„Nein, mit meinem Mann.“

„Wie sind Sie unvorsichtig,“ schalt er und fürchtete sich, daß irgend etwas eintreten könnte, was sein Unglück bedeutet hätte. Er nahm sie unter den Arm und führte sie um den Berg herum, so daß sie vom Dorf aus nicht mehr beobachtet werden konnten.

Aber auch hier fühlte er sich nicht sicher genug; er wußte ein paar Wege weiter eine kleine Hütte, die im Sommer als Heuschöber diente. Es war ein Bretterhäuschen, das er ein paar stiller Abende wegen mit dem nötigsten Mobiliar versehen hatte. Es gab da einen Tisch, einen Stuhl, ein paar Bücher und eine Petroleumlampe. Da die Dörfler wußten, daß er sich manchmal hierher zurückzog, prangten über dem Eingang die bunt gemalten Buchstaben: „Herolber-Ruhe“.

Liane lachte so froh und herzlich wie ein Kind, doch Bransens Augen änderten sich nicht. „Ich hatte Ihnen ein Billett geschickt, Christian.“

„Ich weiß,“ antwortete er, denn er entsann sich, daß er es weggeworfen hatte. „Aber, offen gestanden, Liane, war ich —“ Und er murmelte etwas, was Liane nicht verstand. Bransen schob ihr den Stuhl zu, und sie setzte sich, während er die Lampe anzündete und sich gegen den Tisch lehnte.

„Sie sind doch nicht am Ende böse, Christian?“

„Nein, nein,“ erwiderte Bransen und fühlte, daß sein Herz keinen Schlag schneller ging. „Ich freue mich außerordentlich; Sie müssen mir nur Zeit geben, mich von meinem Schrecken zu erholen.“

„Aber wie lange wollen Sie sich denn erholen!“ lachte sie und plauderte mit ihm in fröhlicher Stimmung.

Während Bransen Mühe hatte, ihre Fragen zu beantworten, hatte er das bestimmte Gefühl, daß in diesen Augenblicken der franke Mann auf der Burg erscheide. „Hier sitze ich nun,“ dachte er, „und da oben schreit man sich die Kehle nach mir aus.“ Er wurde immer zerstreuter und nervöser, und schließlich konnte er die Situation nicht länger ertragen. Er erhob sich und murmelte eine Entschuldigung.

„Werde ich Sie morgen sehen?“ fragte sie mit feuchten Augen.

Bransen sagte: „Es gibt so viel Arbeit da oben, Liane.“

„Morgen ist Weihnachten,“ flüsterte Liane kleinlaut, „ich dachte, daß Sie sich am Heiligen Abend eine Stunde

frei machen könnten, vielleicht eine halbe Stunde, Christian.“

Er nickte und drückte ihre Hand. Er hatte nicht gewußt, daß morgen Weihnachten war. Wie sollte man auch an sowas denken? „Wir wollen uns morgen in dieser Hütte treffen,“ sagte er. „Ich komme um dieselbe Zeit wie heute. Gute Nacht, Liane.“ Und er löschte die Lampe. Da schmiegte sie sich an ihn, nahm seinen Kopf in beide Hände und preßte ihre glühenden Lippen auf seinen Mund.

Bransen stürmte den Serpentinweg hinauf, lief in die Halle und schrie: „Lebt der Alte noch?“ Die Antwort war ein dröhnendes Gelächter aus allen Türen. Der Alte lebte noch immer. Er hatte also nichts veräußert. Und im gleichen Augenblick tat es Bransen leid, daß er Liane schon nach Hause geschickt hatte.

Am andern Tag war Bransen ganz verändert. Er wartete mit Ungebuld auf den Abend. In der Rittershalle standen große Tannenbäume, und der Silberbart war den ganzen Tag beschäftigt, sie mit Lichtern und Flitter zu schmücken. Aber Bransen beachtete die Weihnachtsbäume nicht. Er dachte voller Furcht, daß Liane vielleicht verhindert sein oder daß der franke Mann plötzlich sterben könnte. . . . Endlich war es acht Uhr.

Heute herrschte im Dorf Stille. Kaum ein Mensch war in den Straßen zu sehen. Aus manchen Fenstern blinkten Lichter und scholl leise Musik, Kinder jauchzten. Bransen ging um den Berg.

Ein Feenglanz ruhte über den Wäldern. Aus der Dämmerung tauchten die weißen Spitzen der Berge auf, der Himmel war offen. Schneeflocken fielen und senkten sich wie ein durchsichtiger Vorhang über die Silhouetten der Berge. Aus der Dämmerung schimmerte ein erleuchtetes Fenster, ohne daß das geringste von der Hütte zu sehen gewesen wäre. Sie ist schon da, dachte Bransen und ging schneller.

Bransen blieb in der Tür stehen, trampelte sich den Schnee von den Schuhen und schüttelte sich die Flocken vom Mantel. Ich hätte ein paar Blumen mitbringen müssen, dachte er und sah beschämt, mit schmerzlicher Bewunderung auf einen Tannenbaum, dessen Lichter in dem Halbdunkel flackerten und glitzerten. Er war plötzlich in die Sterne versetzt, und in seinen Ohren klang Sphärenmusik. Sekunden nur, aber in diesen Sekunden umschlang er Liane und küßte sie.

„Es ist schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte er leise und gestand seine Freude mit einem Blick ein.

„Du!“ flüsterte sie in einem unbezähmbaren Willen zum Glück.

Dies „Du“ erschütterte ihn, es machte ihn noch glücklicher, dieses eine hingehauchte „Du“. Es erinnerte ihn daran, daß er nicht nur Maschine war, es erinnerte ihn daran, daß er ein Mensch war, so sonderbar das auch klang.

„Liebst du mich ein wenig?“ fragte sie, nah an seinem Gesicht.

„Ja, ich liebe dich, Vester,“ antwortete er in einem Menschsein ohnegleichen und ließ sich von den Sinnen regieren. „Vester, meine kleine schöne Vester,“ kam es unfreiwillig von seinen Lippen, und erst, als er be-

merkte, daß sie stumm den Kopf schüttelte, verbesserte er sich und nannte sie Liane.

In ihren großen wundersamen Augen regte sich ein Gedanke. „Liebst du Yester oder mich?“

„Ich würde Yester nicht geliebt haben, wenn ich dich nicht liebte,“ sagte er, doch sie verstand nicht, was er meinte.

Bransen blickte sie lange nachdenklich an. Welche Schönheit! Wie sie da stand, in den Chinchillapelz gehüllt, wie sie plötzlich die Arme ausbreitete und wie der Pelz an ihr herniederglitt. Liane trug ein Kleid aus gelbem Samt, der jede Linie ihres Körpers, die Formen ihrer schlanken Glieder preisgab. Was für Hände sie hatte! In ihren Händen lag so viel Zärtlichkeit. Ihre Augenbrauen aber wölbten sich, und die hellen Augen darunter küßten ihn.

„Du hast hier Weihnachten gemacht,“ sagte er und deutete auf den Tannenbaum, der den kleinen, unansehnlichen Raum verzauberte. Ja, der Raum duftete wie ein ganzer Wald von Tannen.

„Liebst du Weihnachten nicht?“

„Als Kind liebte ich die Feste. Später hatte ich keine Zeit, einzelne Tage im Jahr zu lieben.“

Wie er sie wieder anblickte, erinnerte er sich an den Abend in Wien, an dem er Yester kennen lernte. Ein schalkhafter alter Herr, mit dem er bekannt war, hatte ihn vorgestellt. Sie fragte ihn nach seinem Beruf, und darauf antwortete er: „Mein Beruf soll es sein, Tote zum Leben zu erwecken.“ Nie vergaß er das Lächeln, das Yester gezeigt hatte. Er hatte Yester gefangen! Diese seltsame Antwort verwirrte sie. Eines Abends saß er in seinem Studierzimmer, und es klopfte an die Tür; es war der alte Brück, der vor Erstaunen totgeschlagen flüßerte: „Herr Bransen, eine Dame!“ Gleich darauf rauschte Yester herein. Und — er erinnerte sich — sie trug einen Chinchillamantel. Wie er nun zwischen seinen Bücherwänden das kostbarste Stück einer anderen Welt sah, etwas, das in die Felle vieler Tiere gekleidet war und duftete, das leuchtete vor Brillanten, da war ihm so sonderbar zumut, und seine Sinne wurden wach. Yester breitete die Arme aus, und der Pelz glitt an ihr hernieder, gerade so, wie er eben an Liane herniederglitt. In diese Geste hatte er sich zuerst verliebt. Sie stand nun vor ihm, tief dekolliert, und ihre Haut schimmerte und duftete. Da hatte er das unwillkürliche Verlangen, diese Haut zu küssen.

Ganz das gleiche Gefühl beherrschte ihn jetzt. In dem Halbdunkel leuchteten nicht nur die Lichter des Tannenbaums, sondern die ganze Liane stand leuchtend vor ihm, genau so wie an jenem Abend, an dem Yester zu ihm gekommen war.

Yester hatte damals gefragt: „Was meinten Sie, Herr Bransen, als Sie mir sagten, daß Sie Tote zum Leben erwecken wollen?“ „Nun,“ antwortete er, „das ist nicht doppeldeutig!“ So wurde er mit ihr bekannt, und einen Monat später küßte er ihre schimmernde Haut, und sechs Monate später erschöpfte er sie.

Nun stand da Liane. Aber sie hatte das gleiche Aussehen wie Yester. Die gewölbten Augenbrauen. Und die sich langsam entwickelnde Intimität des Blickes. Liane in einem gelben Samtkleid.

„Warum bist du so schweigsam?“ fragte Liane.

„Weil ich glücklich bin.“ —

Sie schritten später durch den Schnee, der meterhoch gefallen war. Sie konnten sich kaum vorwärts bewegen und kämpften um jeden Schritt.

„Ich bleibe vermutlich nicht lange mehr auf dem Berg,“ sagte Bransen und beschwor Gott, den Kranken in der Burg endlich sterben zu lassen.

„Wirst du wieder nach Berlin kommen?“

„Ich denke es, Liane.“

„Aber Baron Brée?“ Sie wurde plötzlich ängstlich und verzagt. „Es ist furchtbar. Wie können wir jemals zusammentreffen?“

Aber Bransen entgegnete trohlich: „Wer zwingt uns, in Europa zu bleiben, wenn mein Werk vollendet ist? Wenn uns hier Gefahren drohen, so fahren wir nach Amerika!“

„O ja,“ erbeute sie und preßte seinen Arm fester an sich.

Da war der Weg, der sie trennte. „Ich werde nun morgen nach Berlin zurückreisen,“ sagte Liane. Sie küßten sich und nahmen Abschied. Und diesmal fiel ihm der Abschied schwerer als ihr. Sie winkte ihm nach, bis sie ihn aus den Augen verlor.

Liane ging nicht in ihr Hotel zurück. Sie wußte nun, was sie tun wollte. Am liebsten hätte sie in die Welt geschrien: „Da ist Christian Bransen, und da bin ich, seine Braut!“ Sie war berauscht durch seine Nähe. Er, der Millionen von Menschen hypnotisierte, hatte auch sie hypnotisiert. Sie schritt dahin wie unter einer suggestiven Einwirkung. Noch einmal blickte sie auf die Burg mit ihren Zinnen, von der aus Bransen seine Fäden um die ganze Erde warf, noch einmal erbeute sie und küßte ihre Handflächen, die ihn gestreichelt hatten...

Liane schlich sich zum Bahnhof. Sie gehörte ihm, sie konnte nicht zu ihrem Mann zurück. Sie fuhr nach Berlin.

Der kranke Mann auf dem Berg starb um elf Uhr in der Silvesternacht. Er starb so pünktlich mit dem ersten Glockenschlag, als habe er sich um elf Uhr mit dem lieben Gott ein Rendezvous gegeben. Professor Schwamm, der an seinem Lager Wache hielt, sah, wie er plötzlich weiß im Gesicht wurde, wie er sich aufrichtete und mit versagender Stimme halbe Rufe ausstieß, zur Seite fiel und erstarrte.

Fast im gleichen Augenblick war die Burg alarmiert. Plötzlich brannten sämtliche Lampen in allen Stockwerken. Schwamms schrille Signale hatten die Forscher von ihrer Neujahrsbowle gerufen; sie liefen, stürzten, rannten durch die Türen über Korridore und Treppen hinunter in den Keller.

Bransen schoß förmlich mitten aus der Wand heraus und raste vorbereitend im Keller herum, irgendwo erfolgte eine Explosion, und diese Explosion schleuderte Hirnbringer in den Operationsaal; ein Loch öffnete sich, und Dr. Fu kletterte heraus; Blom und Tribourdeaux nahmen buchstäblich ihren Weg durchs Fenster. Im nächsten Moment drängte sich ein ganzer Trupp auf einmal durch die Tür, Arme, Beine, Köpfe segelten herein, aufgerissene Augen, gespreizte Finger, geöffnete Mäuler. Konstantin Mark und seine Leute! Da aber bahnte sich schon Schwamm mit der Leiche auf dem Rücken den Weg zum Operationsaal, und das Auge konnte gar nicht verfolgen, wie schnell Bransen die Spritze ansetzte, den Kolben niederdrückte, wieder füllte und wieder niederdrückte.

Jetzt atmeten alle hörbar auf. Schwamm sah auf die Uhr. Die Injektion war genau anderthalb Minuten nach dem Tode erfolgt. Wenn das „Kamol“ wirklich gefunden war, so konnte die Zerlegung des toten Körpers nicht eintreten. Es galt, die Todesursache zu beseitigen, und wenn dann der Mann die Augen nicht öffnete, so konnte man die Flaschen mit dem Kamol getrost im Kinnstein ausgießen.

Hirnbringer und Schwamm legten ihre Instrumente in kochendes Wasser, warfen sich weiße Kittel über und zogen die Gummihandschuhe an. Die scharf leuchtende Scheinwerferlampe wurde tief heruntergezogen; um den Lichtkegel herum standen die Forscher, meist in weißen Kitteln, und stierten auf die ausgestreckte Leiche.

Sie alle glichen in ihrer Spannung kaum Menschen; das fahle Licht, das sie verzehrte, machte flatternde Geister aus ihnen, Herzen, die sich zum Sabbat versammelt haben, Teufel, die aus dem Fegefeuer springen. Was lag da auf dem metallblinkenden Stuhl? Ein Bündel weißes Fleisch mit grünen Haaren und Kohlen-splitttern in die Augenhöhlen gesteckt. Ein Bündel

schlaffer und verrenteter Wieder, weiß wie Kalt, die Leiche einer Hege. Sie hatte ein entsetzlich entstelltes Gesicht, als wenn der Tod an jedem Muskel gezerrt hätte; die schwarzen Lippen klappten auseinander, und über den zahnlosen Kiefern stand bläulicher Schaum. Am den Mund war ein eissiges Lächeln eingraviert, das Lächeln eines Idioten, und machte aus dem Gesicht eine Frage. In der niedrigen Stirn klebten schweißige Haare; die Augen waren nahezu geschlossen. Einer der Kotscher nahm ein Tuch und bedeckte das Gesicht; der Anblick war nicht zu ertragen.

Die Messer klirrten im dampfenden Wasser. Messer, Scheren, Zangen, Nadeln wurden bereitgelegt. Kleine, grausame Kämpfer, die sich in das Fleisch hineinfraßen. Kleine, funkelnde Raubtiere.

(Fortsetzung folgt.)

Hellmut Schlien:

Das ist ein Leben...

Das ist ein Leben: Soll in Demut dienen und eifrig schaffen an der Hände Werk. Und das ein Wandern: Mühsam auf dem Berg sich schleppen und doch stets mit heitren Mienen.

Das ist ein Ziel: Sich überwinden lernen und eigne Wünsche in der Bruhl vergraben. Und das ein Weg: Die innere Stimme haben, die mächtig auf uns ruft zu Himmelssternen.

Das ist Verleihen: Immerdar allem zu bleiben ist uns allen ausgegeben. Und das Erkennen: Ein'ig wird im Leben der Mensch mit seinen Kämpfen einsam sein.

Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages, Berlin. dem Buche „Meine frühverlebten Väter“ von Hellmut Schlien entnommen.)

Dilemma im Frühling.

Von Georg Grabenhorst.

„Gerade jetzt, wo es Frühling wird, wo es einem wie ein Quirl im Blute steht, wo man so recht liebebedürftig ist, gerade jetzt willst du reisen, willst du mich allein lassen...“

„Aber ich muß doch...“

„Warum mußt du?“

„Liebes Kind...“

„Du liebst mich nicht! Das ist es! Weiter nichts. Meinst du, ich müßte nicht...“

„Du bist nicht geschickt...“

„O, ich weiß! Das sagst du immer, wenn du ein schlechtes Gewissen hast! Du bist abscheulich!“

Sie setzte sich auf einen anderen Stuhl, abseits vom Tisch und schlug ihre schönen Beine übereinander, wippte festig mit der Fußspitze und sah vorwurfsvoll und hartnäckig in den Sonnenuntergang, der quittregelmäßig in das dunkle Geäst der Bäume tropfte.

Während sie einer Drossel zuhörte, die sie, poetisch und eigenartig, wie sie nun einmal war, für eine Nachtigall hielt, während sie ihren Kummer, ihre Verratene und verlassene Liebe, ihre zukünftige Einsamkeit und Sehnsucht mit troziger, genießerischer, qualender Phantasie erfüllte, während sie versuchte, mit den Lippen zu zucken und über ihre entzündeten, feingewundenen Schultern leuchtende, reizende Schauer zu spielen (bis hinab in die schmalen, nervösen Kinderhändchen), — während sie so versuchte, ihrer wahrhaft rührenden, bemitleidenswerten Gemütsverfassung Ausdruck zu geben, betrachtete sie zugleich mit dem gewissen Frauen eigenen Vermögen des doppelten Blickes sich selbst, gleichsam aus den Augen ihres undankbaren Freundes. Dieser eigene Anblick rührte sie bis ins Tiefste. Sie fand ihre Lage nicht nur bemitleidenswert, sondern empörend unverbildet und traurig, und konnte in diesem so lebhaft empfundenen Anglück nicht verhindern, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Sie fühlte die quillende Feuchtigkeit mit wütender Beugung und unterdrückte ein Schluchzen so namenlos geschickt, so unendlich lieb und reizend, daß es einen Stein hätte erweichen müssen.

Sehr zart und warm legte er ihr auch sogleich die Hand auf die Schulter, ohne jedoch aufzustehen oder vorherhand mehr zu versprechen, in jener ihm eigentümlichen, unerschütterlich ruhigen, väterlich begütigenden Art, die sie jedesmal verwirrte, in ihren heftigen Absichten unterbrach und darum reizte.

„Antike Statuen willst du da unten studieren, sagst du? Ich fürchte nur, sie werden sehr modern und sehr lebendig sein, und du wirst ihnen nicht so väterlich die Hand auf die Schulter legen...“

„Aber, liebes Kind...“

„Und ich bekomme inzwischen Ansichtspostkarten, wo darauf steht, daß du sehr beschäftigt bist, daß die Sonne scheint, der Chianti abends am besten schmeckt und die Nächte erquickend und voller angenehmer Träume sind... Ich kann das glauben oder nicht glauben und mir dabei denken, was ich will, mir die Haare ausreißen und vor Sehnsucht verzagen, — und dich läßt das alles kalt, es amüsiert dich nur, wenn ich es in meine Briefe schreibe. Du nennst mich liebes Kind wie immer und verspricht mir goldene Berge, für den Sommer, für das Wiedersehen... Was habe ich jetzt davon, jetzt, heute, morgen, übermorgen, diesen ganzen langen wunderbaren schrecklichen Frühling hindurch? Was helfen mir deine insamen Postkarten? Verrückt machen sie mich! Ich sage dir, es geschieht etwas, wenn du jetzt kommst! Es geschieht etwas!“

Es ist ganz ohne Zweifel, dachte er, am hübschesten ist sie so, wenn sie wütend ist, wenn sie droht, wenn sie Gewitter macht mit Ahnung und Schicksal. Sie ist und bleibt doch ein unerhört lieber netter Kerl!

Ganz oben in den Wipfeln hing noch ein letzter Schein des Tages. In der Veranda wurde schon das Licht angezündet. Der Garten war von Gästen leer. In der Ferne hörte man die Eisenbahn.

Sie gingen den Waldweg zurück. Lange ohne ein Wort. Wir werden wieder an dieser gefährlichen Stelle vorbeikommen, wo die Anemonen stehen, dachte er und schob seinen Arm wie zufällig und in Gedanken in den ihren.

Sie ließ es geschehen und fragte plötzlich, unvermittelt:

„Geht eigentlich Holger mit?“

„Nein, er kann leider nicht, er wird...“

Ihm kam, zugleich mit dem Erstaunen über diese, wie ihm schien, trappierend folgerichtige und natürliche Frage, ein Gedanke, den er für geeignet hielt, ihren Kummer, der sich ja schon auf richtiger Fährte befand, vollends zum beruhigenden Ziele zu führen.

„Weißt du,“ sagte er leichthin, „ich werde Holger bitten, dir einmal Gesellschaft zu leisten! Er ist mein Freund. Ich habe dir oft gesagt, wie sehr ich ihn schätze. Er hat gute Manieren. Er versteht es ausgezeichnet, einem die Zeit zu vertreiben, hat ein entschiedenes Talent, zu trösten und rücksichtsvoll zu sein, hat außerdem sehr schöne graue Augen, in die man mit Vergnügen hineinguckt, und geht so tadellos angezogen, wie man es von einem Maler nicht erwartet. Ich werde ihn also bitten, natürlich, das werde ich tun, und...“

... was würdest du sagen, wenn dein Freund Holger, mit den schönen Augen und den guten Manieren, sich in mich — verliebte?“

„Aber ich bitte dich! Das erwarde, das verlange ich geradezu von ihm! Er wird um so aufmerksamer sein und meine Bitte mit um so mehr Hingabe und Bemühung erfüllen...“

Sie biß sich auf die Lippen. Er sah es zwar nicht, dazu war es zu dunkel, aber er wußte es, er spürte es sozusagen im Handgelenk.

Dann sagte sie langsam, mit überlegter und sehr effektvoller Betonung:

„Und... wenn ich mich nun — in ihn verliebte, ... was würdest du dann sagen...?“

Er lachte. Es war boshaft, wie sorglos und herzlich er das tat.

„Liebes Kind, dazu bist du viel zu geschickt...“

Sie beugte vor Jörn und Empörung.

Und wenn ich nun einmal mit voller Absicht nicht geschickt bin, wenn ich mich richtig und leidenschaftlich in ihn verliebe, was dann??“

Er zog seinen Arm aus dem ihren und legte ihn sanft und sorglich um ihre Schulter.

„Dummerchen!“ sagte er und streichelte mit der anderen Hand über das kühle und etwas feuchte Haar. „Reg dich doch nicht so auf! Das wäre doch auch noch kein Malheur...“

„Was??! Das wäre kein Malheur?! Daß du dich nicht schämst! Geh! Daß mich! O, wie grausam Ihr Männer seid, wie brutal!“

„Aber, liebes Kind, was willst du? Ich mache dir ja nicht den geringsten Vorwurf! Ich würde dich sogar vollkommen verstehen! Ich müßte gar nicht, warum ich grausam sein sollte, warum...“

„Da ist es ja! Wenn du mich liebtest, würdest du mich erdrosseln, wenn ich mich in Holger verliebte, würdest du mir die Augen austragen, mich auf der Stelle umbringen! Aber du, was tust du? Es wäre kein Malheur!! Als ob du froh bist, mich vielleicht auf anständige Weise loszuwerden! O, ich tenne euch! So seid Ihr alle! Alle! Alle!“

Es ist durchaus fatal, dachte er. Da hat man sich nun glücklich durchgerungen, daß man seinen Freundinnen Eifersüchtlungen unbedingt zu ersparen entschlossen ist, — da hat man sich aus einer Summe der peinlichsten Erfahrungen diese einigermaßen tatvolle und wie mir scheint vorurteilsfreie, wirklich großzügige Art der Lebensbejahung herausdividiert — da ist man nun, sozusagen am eigenen Leibe, bereit, das Selbstbestimmungsrecht der Frau zu beweisen, auf die Feuerprobe zu stellen, ja, es koste was es wolle, rücksichtslos, gegen das eigene Herz, mit fanatischer Ueberzeugung und hundert glühenden kategorischen Imperativen zum Siege zu führen, — und man erlebt kopfschüttelnd die Ueberzeugung, daß einem diese Bemühungen nicht als Verdienst, sondern als Verbrechen angerechnet werden, daß man für grau-

jam gilt nur brutal (oh), wenn man sich zart und besser Verständig zeigt!

So dachte er, mit einiger Verstimmung und ebensoviel Begehren, denn er blieb dabei, daß sie so, in dieser gewittrigen Stimmung, am reizendsten war.

Außerdem war der Weg unaussprechlich schön. Sterne funkelten, Glühwürmchen schwärmten, und von drüben, von der Gartenwirtschaft herüber klang manchmal, undeutlich und wie verweht, untergetaucht in das rauchende, atmende, flüsternde Dunkel, in dieses Meer der geheimnisvollen, leise, tief und mächtig wogenden Nacht, eine dünne, wehmütigsüße Musik. Die Luft war schwül, festlich flackerig und schwer, und wieder auch plötzlich kühl und als ob sie sich aneinander festhalten müßten, so haltlos auf einmal, unsicher und gefährlich.

Als sie an jene Stelle kamen, wo im Moose die Anemonen blühen (magisch leuchteten sie herauf!), da mußte sie sich an ihn anlehnen und beide Arme um seinen Hals legen. Und weil ihm selbst die Kniee zitterten (vom langen, unsichern Weg), ruhten sie aus im Moose und pflückten Anemonen. Er beteuerte ihr, daß er eifersüchtig sei „bis aufs Messer“, und sie zog ihm die Ohren lang und neckte ihn mit seinen antiken Statuen.

Aber nachher, sehr viel später, in der Haustür, fragte sie, nachdem sie sich schon lange und ausführlich verabschiedet hatten, hinter ihm her, zufällig, ohne Akzent, ganz ohne Gewicht, wie man nur noch einmal an etwas längst Verabredetes erinnert und es wiederholt:

„... und vergiß ja nicht, Holgerston darum zu bitten, hörst du...?“

Sie sagte das mit einem ganz unnachahmlich rührenden Tonfall in ihrer Stimme, darin über einem sehr innigen, entzündend-verhaltenen Abschiedskummer, über einer reizend-hilflosen, schicksalsergebener Verlassenheit wie ein Hauch ein ganz leiser, ganz heimlicher Vorwurf lag und ein ganz leiser, ganz heimlicher Triumph!

Von der Deutschen Buch-Gemeinschaft.

In einer Zeit, wo das Lesen guter Bücher scheinbar zu einer Beschäftigung nur weniger Menschen zu werden scheint, tut es wohl, zu vernehmen, daß es eine starke Organisation gibt, die mit Geschick und Erfolg für die Verbreitung guter Bücher wirkt. Ist es da nicht für manchen eine willkommene Nachricht, wenn er erfährt, daß es eine Gemeinschaft gibt, die als musterghillige Organisation für eine Verbreitung und Verbilligung wertvoller Bücher beizugt ist und die neben der sorgfältigen Auswahl auch dem vornehmen Buchschmuck ihre Sorge angedeihen läßt, was zu einer wohlthuenden Ergänzung des gehaltvollen Inhalts mit dem künstlerisch ausgestatteten Kleid führt.

Über 250 Werke sind derzeit im Betrieb, und jährlich kommen etwa 50 neue Bücher dazu. Die Beiträge für die Mitglieder sind in Anbetracht der Ausstattung der Werke, die jeweils in Halbleber gebunden und auf feinem, holzfreiem Papier gedruckt sind, äußerst niedrig. Wer sich eine gehaltvolle und schöne Bibliothek anlegen will, der sei nachträglich auf diese Möglichkeit hingewiesen. Mit wenig Geld ist es ihm möglich, binnen kurzer Jahre sich eine Bücherammlung zu erwerben, die viel Freude und Wohltat bereitet.

Aber nicht genug damit, für Verbreitung und Verbilligung literarischer Werke zu sorgen, hat die Deutsche Buch-Gemeinschaft auch Bücher herausgegeben, die zur allgemeinen Bildung helfen werden. Da versucht zum Beispiel Max Deri in einer ganz neuen Art von Kunstbetrachtung die Seele des Kunstwerkes von innen heraus, psychologisch zu erfassen in seinem Buch „Das Bildwerk“. Oskar S. France zeichnet im reichillustrierten Band seine Forschungen über den Wald. Dem Geschichtskundigen gibt der berühmte Historiker von Treitschke, Charakterbilder aus der deutschen Geschichte. Ist es nicht wertvoll, wenn Schopenhauers „Grundprobleme der Ethik“ auf diese Weise auch verbreitet werden?

Oder ist es unnütz, wenn ein Professor in seinem „Himmelsbuch“ den Versuch macht, die Hauptlehren der Astronomie weiteren Kreisen zugänglich zu machen?

Man sieht, daß hier viel geboten wird, und wer sich für diese Werke der Deutschen Buch-Gemeinschaft interessiert — und das sollte jeder —, der lasse sich von der Geschäftsstelle Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 156/157, den Katalog kommen.

„Endlich anständige Musik!“

Wie sehr selbst große Leute absällig über ihre Zeitgenossen gedacht haben, zeigt folgende kleine Geschichte des damals sehr bekannten Musikdirektors Krieger.

Dieser Musikdirektor war ein Schwager Adolph Menzels und als feingeistiger und witziger Kopf bekannt. Obwohl selbst ursprünglich ein Schüler Richard Wagners, gehörte er in der späteren Zeit zu seinen heftigsten und überzeugtesten Gegnern.

Es war nach der Generalprobe der „Messias“ im königlichen Opernhaus. Krieger hatte ihr mit einigen anderen Bekannten beigewohnt. Schon während der Probe hatte er ab und zu Zeichen sichtbaren Unwillens zu verstehen gegeben, ohne indes deutlicher zu werden. Endlich fiel der Vorhang zum letzten Mal. So schnell ihn seine Füße trugen, eilte er aus dem Opernhaus hinaus.

In diesem Augenblick zog draußen mit klingendem Spiel die

Schloßwache auf. Einen Moment stand der Musikdirektor Krieger wie betäubt, dann verklärte sich sein Gesicht zusehends, und strahlend nickte er seinen Freunden und Bekannten zu: „Gott sei Dank! — Endlich wieder einmal anständige Musik!“

Die Kaffeemühle.

Wendungen werden geübt.

Schant Schwob hatte schon seine Not mit den neuen Meutren.

„Da weiß dieses vom Kirchturm gefallene Orgelgestell nicht mal, was rechts und links ist! — Kennst du eine Kaffeemühle?“

„Jawoll, Herr Schant!“

„Dann streck mal deinen Arm aus — so, und nun drehe ich den Schwengel nach rechts, folglich ist das „rechts um“ — kapiert?“

„Jawoll, Herr Schant!“

„Und nun drehe ich den Schwengel anders herum — was ist ann?“

„Dann machst se nich, Herr Schant!“

Aus aller Welt.

Die lautsprechende Lokomotive. Die Reichsbahndirektion in Halle (Saale) stellt augenblicklich Versuche an, die darauf hingingen, die Funkübermittlung zur Regelung des Rangierbetriebs bei der Eisenbahn anzuwenden. Es werden auf diesem Gebiete zwei Systeme ausprobiert. Es handelt sich darum, dem Lokomotivführer des Rangierzuges für den Wagenablauf über eine mehr als einen Kilometer lange Strecke funktelegraphisch Mitteilungen von dem auf dem Ablaufberg befindlichen Rangierleiter zukommen zu lassen. Beide Systeme arbeiten mit Luftleitern, die längs der Rangiergleise ausgespannt sind. Bei den Versuchen nach dem einen System werden durch Tastendruck des Rangierleiters Blockzeichen auf der Lokomotive empfangen. Bei dem anderen System geschieht die Uebermittlung einseitig funktelephonisch unter Benutzung von Lautsprecherempfang auf der Lokomotive.

Blumengerüche als Keimtüter. Der Geruch von Nelken tötet Mikroben in einer halben Stunde, während Typhusbazillen einer Erziehung von Jod in zwölf Minuten zum Opfer fallen. Gepolsterte Gegenstände, die dem Geruch von Geranien ausgesetzt werden, sind während dieser Zeit keimfrei.

Schädlicher Lärm. Ein englischer Professor hat festgestellt, daß allein der wirtschaftliche Schaden, der durch den Lärm verursacht wird, sich in England auf eine Million Pfund in der Woche beläuft. Gar nicht zu schätzen sind die Krankheiten, vor allem nervöser Art, die der Großstadtlärm hervorruft.

Ein mechanischer Schachspieler. Ein spanischer Mathematiker hat eine Art Maschinenmensch konstruiert, der in der Lage sein soll, mit einem wirklichen Menschen Schach zu spielen und auf jeden Zug mit einem Gegenzug zu erwidern. Allerdings wird bei solchen Spielen nur ein Teil der Figuren benutzt. Die Voraussetzung allerdings, daß der konstruierte Partner sogar kleine Unregelmäßigkeiten beim Spiel entdeckt und sofort mit Spielen aufhört, scheint übertrieben zu sein.

Fröhliche Ecke.

Appetit. Herr Miller aus Prenzlau ist mit seiner Gattin und seinem Schwager in Berlin in ein Rebutheater gegangen. Als eine besonders hübsche Schar wenig bekleideter Tänzerinnen die Szene betritt, schmunzelt Miller und sagt leise zu seinem Schwager: „Weißt du, da könnte man wirklich Appetit kriegen.“ Der Schwager lächelt verständnislos, aber auch die Gattin, die Teure, hat die Botschaft vernommen. Sie wendet sich mit der Miene einer schwergetränkten Kuh an den Ehegemahl und verflucht: „Appetit kannst du meinetwegen kriegen — aber gegessen wird zu Haus.“

Dankbarkeit. Die Frau des Herrn Apothekers Minski ist mit ihrem Geliebten durchgebrannt. Minski gibt daraufhin folgende Anzeige auf: „Dem Herrn, der lebenswürdigerweise meine Frau entführt hat, und der mir damit die goldene Freiheit wiedergab, möge hiermit zur Kenntnis nehmen, daß ich jederzeit auf sein Verlangen hin bereit bin, ihm unentgeltlich Englisch-Gestirpflaster, blutstillende Watte, Bandagen und Schlafmittel zu liefern.“

Das größte Weltwunder. Ein Amerikaner zeigte seinem Besucher aus Berlin mit Stolz die Magarafälle. „Na, ist das nicht das größte Wunder der Welt?“ fragte er. — Der Besucher vom Ufer der Spree wurde nachdenklich. „Ja ja ganz nett,“ meinte er, „aber in unserem Zoo, da haben wir einen Kranich mit 'nem Holzbein!“

Gewohnheitsmäßig. Hausherr zum Dienstmädchen: Was spektakeln denn die Handwerker da oben im Zimmer herum? Sehen Sie mal hinaus und fragen Sie, ob sie verrückt geworden seien?

Dienstmädchen: Jawohl, soll ich auf Antwort warten?

Au! — — — ja, und durch mein eigenes, lautes Schnarchen wurde ich immer wieder aus dem Schlafe aufgeweckt. — „Und nun?“ — „Jetzt schlafe ich im Nebenzimmer!“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Kognak.